

Wie sich die Welt in 100 Jahren verständigt

Autor(en): **McWhorter, John**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **96 (2016)**

Heft 1035

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-736290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

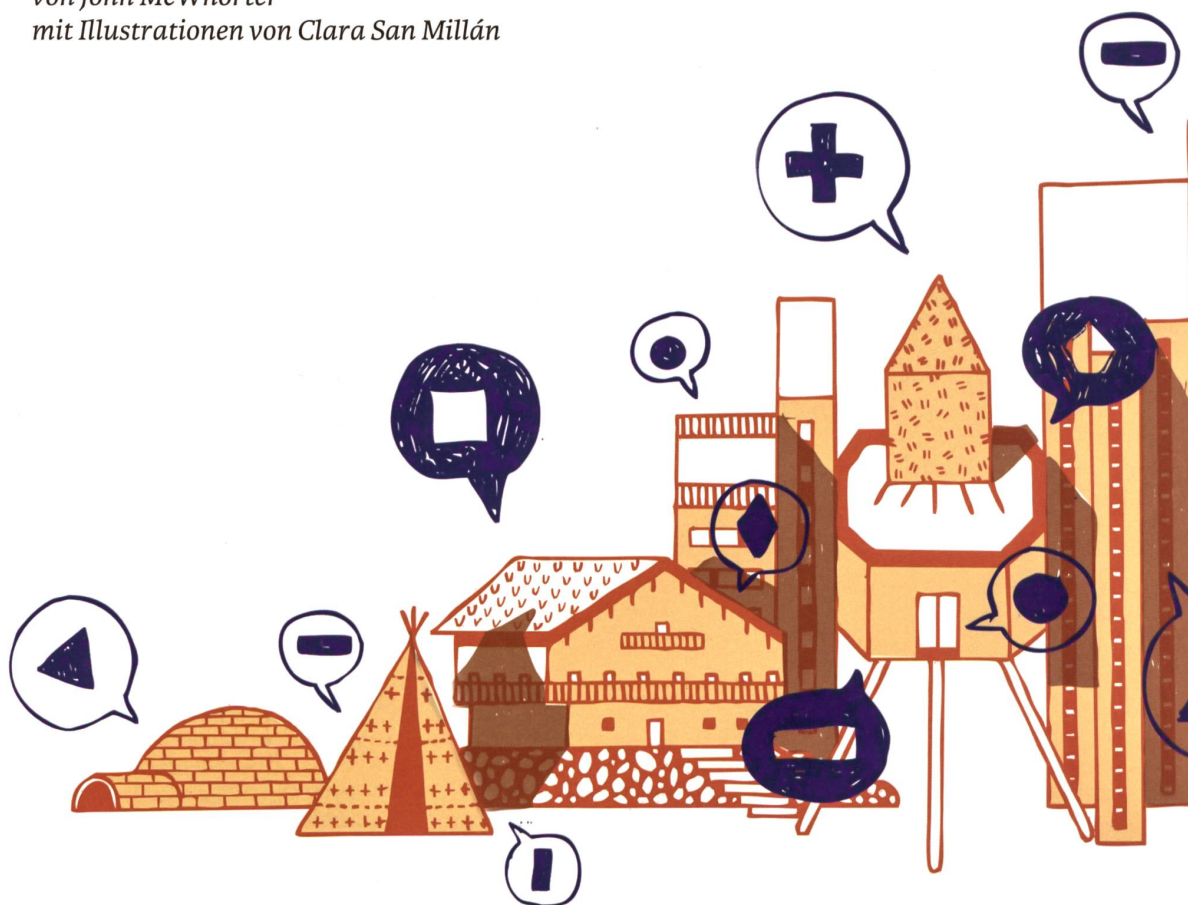
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie sich die Welt in 100 Jahren verständigt

Im Jahr 2116 werden wohl auf allen Kontinenten
weniger, aber einfachere Sprachen gesprochen.
Warum das kein Grund zur Sorge ist.

von John McWhorter
mit Illustrationen von Clara San Millán





Im Jahr 1880 schuf ein bayerischer Priester eine Sprache, von der er hoffte, die ganze Welt möge sich ihrer bedienen. Er mischte Vokabeln aus dem Französischen, Deutschen und Englischen und nannte das Gebilde «Volapük» – womit er seiner Sache keinen Gefallen tat. Zu allem Unglück war Volapük schwer zu erlernen, voller merkwürdiger Laute und nutzte Kasusendungen wie das Lateinische.

Ein paar Jahre lang machte Volapük von sich reden, bis es von einer anderen Kunstsprache verdrängt wurde, dem Esperanto, das einen klingenden Namen hatte und weit einfacher zu erlernen war. So viel einfacher, dass ein eifriger Schüler sich die Regeln an einem einzigen Nachmittag einprägen kann.

Aber auch das half nichts. Kaum hatte Esperanto das Licht der Welt erblickt, war schon eine andere Sprache dabei, zum weltweiten Verständigungsmedium zu werden: Englisch. Vor 2000 Jahren war Englisch die ungeschriebene Sprache eisenzeitlicher Stämme im heutigen Dänemark gewesen. 1000 Jahre später fristete es ein Schattendasein auf einer morastigen kleinen Insel, die von französischsprachigen Lehnsherren regiert wurde. Nicht einmal im Traum war daran zu denken, dass das Englische eines Tages, zumindest in seinen Grundzügen, von fast zwei Milliarden Menschen gesprochen werden würde – und somit von beinahe jeder dritten Person auf der Erde.

In Science-Fiction-Stories sprechen oft ganze Planeten eine einzige Sprache. Hier, im wirklichen Leben, auf diesem Planeten, den wir unser Zuhause nennen, wirkt diese Phantasie durchaus bedrohlich. Mancher befürchtet, das Englische könnte eines Tages alle anderen Sprachen verdrängt haben. Dass Menschen sich in tausenden Sprachen ausdrücken können, ist ein unschätzbare Reichtum; kaum jemand würde den Verlust dieser Vielfalt begrüßen. Doch die Existenz derart vieler Sprachen birgt auch Probleme: Es ist kein Zufall, dass die biblische Geschichte vom Turmbau zu Babel Sprachenvielfalt als göttlichen Fluch darstellt, der alle gegenseitige Verständigung unmöglich machen soll. Man könnte sogar fragen: Angenommen, die Menschheit hätte von Anfang an nur eine einzige Sprache gesprochen, würde sich dann irgendwer wünschen, dass uns künftig tausende verschiedene Sprachen trennen sollten?

Monokultur, anyone?

Zum Glück gibt es derzeit wenig Grund anzunehmen, Englisch könnte zur einzigen Sprache werden. Kaum jemand geht davon aus, dass es nicht auch weiterhin eine Vielzahl von Nationen und Kulturen auf der Erde geben wird – und mit ihnen viele unterschiedliche Sprachen neben dem Englischen. Wie sollte es auch gelingen, etwas so Intimes und Spontanes zu ersticken wie die Sprache, in der Menschen zu ihren Kindern reden? Wer kann sich wirklich ein Japan ohne Japanisch vorstellen, ein Griechenland

John McWhorter (Text)

lehrt American Studies, Philosophie und Musik an der Columbia University. Zuletzt von ihm erschienen: «The Language Hoax» (Oxford University Press, 2014). Sein vorliegender Essay ist die vom Autor überarbeitete und aktualisierte Version eines Artikels, der im «Wall Street Journal» erschien. Wir danken John McWhorter für die freundliche Zusammenarbeit.

Clara San Millán (Illustrationen)

ist Architektin und Illustratorin. Nach Stationen in Spanien und Dänemark lebt und arbeitet sie heute in Zürich, wo sie sich durch den lokalen und internationalen Sprachenschwung schlägt. Zu sehen sind ihre Werke demnächst am diesjährigen Fumetto-Comix-Festival in Luzern.

ohne Griechisch? Die Ausbreitung des Englischen bedeutet nichts weiter, als dass die Leute sich tendenziell in ihrer eigenen kulturellen Sphäre der jeweiligen Lokalsprache und für alle darüber hinausgehende Kommunikation des Englischen bedienen werden.

Allerdings: die Tage sind gezählt, da Englisch mit Tausenden anderen Sprachen koexistierte. Ein Zukunftsreisender würde in 100 Jahren wohl zweierlei Dinge über die Sprachlandschaft der Erde bemerken: Zum einen wird es weit weniger Sprachen geben; zum anderen werden diese Sprachen meist weniger kompliziert sein als heutige Sprachen – insbesondere in ihren gesprochenen, nicht so sehr in ihren geschriebenen Formen. Manch einer mag widersprechen: dass sich nicht das Englische, sondern das Hochchinesische als Weltsprache durchsetzen wird – aufgrund der schier Zahl an Chinesen und der zunehmenden wirtschaftlichen Bedeutung ihrer Nation. Aber das ist unwahrscheinlich. Grund Nummer eins: das Englische war nun einmal zuerst da. Inzwischen ist es so tief in unsere Kultur eingewurzelt, in Bücher, Bildung und Medien, dass ein Wechsel zu einer anderen Sprache gewaltige Anstrengungen erfordern würde. Aus ähnlichen Motiven halten wir an der QWERTZ-Tastatur und am Wechselstrom fest.

Von 6000 auf 600

Grund Nummer zwei: es ist ausserordentlich schwer, die Töne des Chinesischen zu erlernen, wenn man einmal aus dem Kindesalter hinaus ist. Und wer nicht mit geschriebenem Chinesisch aufgewachsen ist, wird es kaum je meistern. Sicher, im Lauf der Geschichte haben sich durchaus notorisch schwierige Sprachen, wie etwa Griechisch, Latein, Aramäisch, Arabisch, Russisch und sogar Chinesisch, als Volkssprache mit einer enormen Anzahl Sprecher etabliert. Nun jedoch, wo das Englische den Status einer Lingua franca erlangt hat, wird seine im Vergleich mit dem Chinesischen weit bessere Zugänglichkeit die Menschen davon abhalten, eine andere Sprache an seiner statt einzusetzen. Manch eine Weltmacht hat ihre Herrschaft ausgeübt, ohne ihre Sprache zu verbreiten, und genau wie die Mongolen oder die Manchus einst China regierten, ohne das Chinesische anzutasten, täten es vermutlich die Chinesen, wenn ihnen die «Weltherrschaft» zufiele: Sie würden auf Englisch regieren.

«Sprachen, die von wenigen Menschen gesprochen werden, bekommen Probleme.»

John McWhorter

Bis 2116 wird sich die Zahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen von 6000 womöglich auf 600 reduzieren. Dem Japanischen wird es dabei auch weiterhin gut ergehen; aber Sprachen, die von wenigen Menschen gesprochen werden, bekommen Probleme. Historische

Beispiele dafür gibt es bereits en masse: Allzu oft wurden im Verlauf der Kolonialisierung fremder Länder deren Sprachen ausgelöscht, Muttersprachler vernichtet oder für den Gebrauch ihrer Sprache bestraft. Auf diese Weise sind etwa die Sprachen der nordamerikanischen Indianer oder diejenigen der Aborigines Australiens zum grossen Teil verschwunden oder kurz davor zu verschwinden. Die Urbanisierung hat diese Entwicklung in den vergangenen Jahrhunderten noch verstärkt, indem sie dazu führte, dass die Menschen ihre Heimat zugunsten von Städten aufgaben, in denen eine einzige Lingua franca vorherrschte.

Sogar Lese- und Schreibfähigkeit, bei allen Vorzügen, kann sprachliche Diversität bedrohen. In unserer modernen Auffassung scheinen geschriebene Sprachen, mit ihrer Dauerhaftigkeit und Förmlichkeit, gesetzmässig und «wirklich». Dagegen sehen wir Sprachen, die ausschliesslich mündlich gesprochen werden – und das sind, bis auf ein paar hundert, alle heutigen Sprachen –, als beschränkt und dem Verschwinden geweiht. Nur wenige Täuschungen sind hartnäckiger als die Vorstellung, dass vor allem Schriftlichkeit eine Sprache ausmache. Das Jiddische etwa wird oft als aussterbend beschrieben, wiewohl tatsächlich hunderttausende Menschen in den USA und in Israel die Sprache Tag für Tag benutzen und sie ihren Kindern beibringen – eben ohne sie in nennenswertem Mass zu schreiben. Unter den mehreren hundert Sprachen, die auch in 100 Jahren noch gesprochen werden, sind denn auch höchstwahrscheinlich diverse «bloss» gesprochene Sprachen – das

geschriebene Wort wird keine Notwendigkeit für ihr Überleben sein, solange sie von einer ausreichend grossen Gruppe von Menschen tatsächlich gesprochen werden. Die vorherrschenden Verständigungssprachen Afrikas, etwa

Lingala, werden sicherlich überleben. Und auch für in bestimmten Ländern populäre Dialekte – wie das Schweizerdeutsche – gilt: Direkt vom Aussterben bedroht sind sie nicht.

Dass Menschen solch kleine Sprachen und spezielle Dialekte immer wieder mit Zurückgebliebenheit assoziieren, während sie in grossen Sprachen vor allem Zukunftschancen sehen, kann diese Situation allerdings auch vergleichsweise rasch ändern. Dann nämlich, wenn besagte Menschen die kleinen Sprachen deshalb nicht mehr mit ihren Kindern sprechen: Sofern eine Sprache keine Schriftform besitzt, ist sie zum Aussterben verdammt, sobald eine einzige Generation sie nicht mehr an ihre Kinder weitergibt, deren Aufnahmefähigkeit auf dem Höhepunkt ist. Jeder weiss, wie viel schwerer es ist, eine Sprache als Erwachsener wirklich zu meistern. In Gemeinschaften, in denen nur noch die Älteren eine Sprache flüssig sprechen, stellt sich die Aufgabe noch einmal schwieriger dar. Hier ist es nicht damit getan, Ausdrücke, Wörter und Wortendungen weiterzugeben. Erst kürzlich war die Sprache der Navajos ein Thema in den US-amerikanischen Medien: Der Politiker Chris Deschene wurde von der Kandidatur als Präsident der Navajo Nation ausgeschlossen, da er nicht fließend Navajo sprechen konnte. Man wünscht Herrn Deschene natürlich allen Erfolg der Welt beim Versuch, die Sprache zu meistern; es ist jedoch eine Herkulesaufgabe – Navajo kennt schliesslich keine regelmässigen Verben. Jede einzelne Variante jedes Verbs muss also auswendig gelernt werden. Und wenn man das geschafft hat,



muss man sie erst noch aussprechen lernen: Navajo ist eine tonale Sprache wie das Hochchinesische.

Dies sind typische Charakteristika indigener Sprachen. Sprachen nehmen an Komplexität zu, so wie Leute Gewohnheiten annehmen oder wie Autos Rost ansetzen. Eben noch musste man einem Verb im Englischen ein «will» voranstellen, um das Futur auszudrücken, wie in «I will buy it» – und ehe man sich's versieht, heisst es «I am going to buy it», was sich sinngemäss aus «Ich gehe in den Laden, um dort etwas zu kaufen» entwickelt haben mag. Wenig später ist die Variante zu einer neuen Art, ein Verb ins Futur zu setzen, geronnen. Ein Marsianer würde hier ein ganz neues Wort heraushören: «gonna». Ähnliches spielt sich permanent in allen Sprachen und in unzähligen Variationen ab. Nützlich ist es nur zum Teil, selbst für die gehobenen Ansprüche nuancierter Kommunikation. Die Unterscheidung etwa zwischen «er» und «sie» ist im Grunde ein Ornament; die meisten Sprachen kommen auch ganz gut ohne sie aus. Ebenso bedürfte es im Englischen keiner Parallelförmigkeit «gonna» neben «will» – von unregelmässigen Verben ganz zu schweigen.

Sprachliche Besonderheiten wie die Unterscheidung zwischen «er» und «sie» sind gewiss kein Schaden. Sprache ist nichts, was man begradien könnte wie eine Gartenhecke, und Kinder eignen sich mit Leichtigkeit noch die merkwürdigsten sprachlichen Kinkerlitzchen an. Die Khoisansprachen des südlichen Afrikas haben meist nicht nur zwei oder drei, son-

dern oft Dutzende unterschiedliche Klicks, die es zu beherrschen gilt (Muttersprachler haben eine Beule auf ihrem Kehlkopf, als Folge des beständigen Erzeugens von Klicklauten). Englisch sprechenden Menschen scheint es verwirrend genug, dass es im Hochchinesischen vier verschiedene Töne gibt, von denen die Bedeutung des Gesprochenen abhängt; in den Hmong-Sprachen Südostasiens jedoch bedeutet jede einzelne Silbe etwas anderes, je nachdem, in welchem von acht Tönen man sie ausspricht.

Indes, genau das, was diese Sprachen so wunderbar vielfältig macht, erschwert es auch, sie wiederzubeleben, wenn sie einmal verlorengegangen sind – etwas derart Kompliziertes als vielbeschäftigter und selbstkritischer Erwachsener zu lernen, ist kaum möglich. Es gibt eifrige Bemühungen, verschiedene gefährdete Sprachen vor dem Aussterben zu bewahren; die traurige Wahrheit lautet aber: Nur wenige von ihnen werden dazu führen, dass Gemeinschaften ihre Kinder mit einer dieser Sprachen aufziehen werden. Doch nur dadurch existieren Sprachen in vollem Sinne als Sprache. Stattdessen geben viele Gemeinschaften die Sprache ihrer Vorfahren dadurch weiter, dass sie sie in Schulen unterrichten oder

Erwachsenen beibringen. Das führt jeweils zu neuen, geglätteten Versionen dieser Sprachen, mit kleinerem Wortschatz und vereinheitlichter Grammatik. Das irische Gälisch ist so ein Fall. Es wird voller Stolz von heutigen englisch-gälischen Zweisprachlern gepflegt, ist jedoch eher eine

«Es ist kein Zufall, dass die biblische Geschichte vom Turmbau zu Babel Sprachenvielfalt als göttlichen Fluch darstellt.»

John McWhorter

Art «neues Gälisch». Solche modernisierten Versionen alter Sprachen werden die zukünftige Entwicklung prägen, die sich indes schon seit Jahrtausenden vorbereitet hat: das Aufkommen von Sprachen ohne jene barocke Ornamentik, wie sie typisch für vor-moderne Sprachen ist.

Drei grosse Wellen moderner Sprachentwicklung

Die erste Welle dieser Entwicklung begann zu rollen, als neue Technologien massive und abrupte Bevölkerungsverschiebungen ermöglichten. Nun kam es vor, dass eine grosse Zahl Menschen auf einmal einen Ozean überquerte oder unter Zwang in fremde Gebiete umgesiedelt wurde – mit der Folge, dass nun Scharen von Erwachsenen statt Kinder eine Sprache lernten. Doch wie die meisten Menschen aus eigener Erfahrung wissen, fällt es Erwachsenen weit schwerer als Kleinkindern, eine Sprache in all ihren Feinheiten zu erlernen. Das Ergebnis waren, genau: einfachere Sprachen. Die Wikinger beispielsweise fielen ab dem achten Jahrhundert in England ein und schlugen durch Heiraten in der dortigen Gesellschaft Wurzeln. Dies war eine Zeit, da Bildung den Eliten vorbehalten war. Die Kinder in England lernten also sprechen, indem sie dem gebrochenen Altenglisch ihrer Väter lauschten. Das Ergebnis ist die Sprache, in der ich hier schreibe. Altenglisch strotzte vor Schnörkeln: drei Genera, fünf Kasus und dieselbe Art komplexer Grammatik, die das heutige Deutsch für Englisch sprechende Menschen so schwierig macht. Mit der Invasion der Wikinger jedoch wandelte es sich zum modernen Englisch, einer der wenigen europäischen Sprachen, die unbelebten Gegenständen kein Geschlecht zuschreibt. Hochchinesisch, Persisch, Indonesisch und andere Sprachen durchliefen ähnliche Entwicklungen, daher sind sie weit weniger «unordentlich» als normale Sprachen.

Die zweite Welle sprachlicher Vereinfachung nahm ihren Anfang im 18. Jahrhundert, als einige europäische Mächte den Plantagen in ihren Kolonien afrikanische Sklaven zuführten beziehungsweise andere Völker in ähnlicher Art entwurzelten und in entlegene Gegenden verbrachten. Erwachsene mussten nun eine Sprache unter Zeitdruck lernen, und sie lernten sie noch weniger gründlich, als die Wikinger Englisch gelernt hatten – teils nur ein paar hundert Wörter und ein paar Brocken Syntax. Das reicht natürlich nicht, um ganz in einer Sprache zu leben, also erweiterten sie diese Schwundformen zu nagelneuen Sprachen. Heute können diese Sprachen jede denkbare Bedeutungsnuance ausdrücken, doch sie existieren noch nicht lange genug, um unnötige Arabesken wie etwa mutwillig unregelmässige Verben ausgebildet zu haben. Die Rede ist von den sogenannten Kreolsprachen.

Es ist weit leichter, ein einfaches Gespräch in einer Kreolsprache zu improvisieren als in älteren Sprachen. Haitianisches Kreol etwa ist eine Sprache fast ohne jene Komplikationen, die das Erlernen von Navajo oder Hmong so schwierig machen. Es erspart dem Lernenden, wissen zu müssen, dass Bäume männlich sind, Strassen aber weiblich – was einer der Gründe dafür ist, dass das Französische, aus dem der grösste Teil seines Wortschatzes stammt, so schwer zu erlernen ist. Kreolsprachen entstanden auf der ganzen

Welt während jener Ära, die in den Geschichtsbüchern «Zeitalter der Entdeckungen» heisst. Afrikanische Soldaten schufen ein arabisches Kreol im Sudan; Waisen schufen ein deutsches Kreol in Neuguinea. Australische Aborigines schufen ein englisches Kreol, das sich später in die umliegenden Gegenden ausbreitete – unter anderem nach Neuguinea, wo es unter dem Namen Tok Pisin die offizielle Sprache für eine Einwohnerschaft ist, die hunderte indigener Sprachen spricht. Das jamaikanische Patois, das Gullah South Carolinas und das kapverdische Kreol sind weitere Beispiele.

Moderne Migrationsbewegungen sind im Begriff, eine dritte Welle sprachlicher Verschlingung auszulösen. Weltweit sprechen in Städten die Kinder von Einwanderern aus verschiedenen Ländern untereinander eine Variante der Sprache ihrer neuen Heimat, die leicht über solche Kinkerlitzchen wie unregelmässige Verben und männliche und weibliche Gegenstände hinweggeht. Sie ist eine Art Kompromiss zwischen der Originalsprache und jener Schwundform davon, die ihre Eltern sprechen. Die Linguistik hat noch keine einheitliche Bezeichnung für all diese Sprachvarianten gefunden, doch ob Kiezdeutsch in Deutschland, Kebabnorsk in Norwegen, Urban-Wolof in Senegal oder Singlish in Singapur – die Welt erlebt die Geburt leicht optimierter Neufassungen alter Sprachen. Diese werden wohl genau das, gesprochene Sprachen, bleiben und kaum je ihren Weg auf Papier finden. Doch wie aus dem Beispiel des Jiddischen zu lernen ist, wird sie das kaum davon abhalten, zu gedeihen.

Niedergang? Aufbruch!

Diese Vereinfachungstendenz sollte nicht als Zeichen des Niedergangs gesehen werden. Die «optimierten» Sprachen bleiben vollständige Sprachen im eigentlichen Wortsinn, wie allein schon dadurch bewiesen wird, dass ich hier in einer solchen schreibe: Ein Sprecher des Altenglischen, der modernes Englisch hören würde, müsste es für verquast und gebrochen halten. Dass Sprachen irreguläre Verben haben, acht Töne oder weibliche Strassen, ist letztlich eine Sache des Zufalls, nicht irgendeiner Absicht. Es ist daher zu hoffen, dass wir all jene Sprachen, die dem Wandel zum Opfer fallen, wenigstens noch beschreiben und mit Hilfe moderner Methoden für die Nachwelt aufzuzeichnen in der Lage sind.

Natürlich können wir den Untergang einer Welt betrauern, in der 6000 statt nur noch 600 Sprachen gesprochen wurden. Doch die gute Seite ist, dass immer mehr Menschen sich in einer gemeinsamen Sprache neben ihrer jeweiligen Muttersprache verständigen können. Die Erzählung vom Turmbau zu Babel ist deshalb so bemerkenswert, weil hier Sprachenvielfalt als Fluch dargestellt wird, nicht aber die Vorstellung universalen Verstehens als Segen. Unsere Zukunft hält beides bereit, einiges an sprachlicher Vielfalt und immer besseres gegenseitiges Verstehen. Kurz: eine Zukunft, in der das Englische dominiert, wird sicher kein linguistisches Paradies sein, aber genauso wenig ein linguistisches Armageddon. ◀

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jan Meyer-Veden.
Translated and Reprinted by Permission of WSJ, Copyright © 2015,
Dow Jones & Company, Inc. All Rights Reserved Worldwide.